

Textauszug: Eins [Carla, die Witwe], Mitte Kapitel II

II

Clemens Limbularius lebt jetzt also in der Peripherie südöstlich des Zentrums und fährt mit dem Omnibus zum Broterwerb an den Rand des Zentrums – Die drei wesentlichen Modi von Clemens' Leben – Die Musik und die vier Etappen der Omnibusfahrt – Clemens' Haltung zum Broterwerb – Clemens' Haltung zur Liebe und zur Sexualität – Clemens' sozialer Umgang

Clemens Limbularius machte diese Omnibusfahrten in Richtung Zentrum und zurück seit fast zehn Jahren (oh mein Gott!) und man muß nicht den Taschenrechner hervorkramen und zu genauen Stundenzahlen kommen, es reicht ein Überschlagen Pi mal Daumen um festzustellen, daß dies schon als eine gewisse Lebenszeit bezeichnet werden kann, die Clemens in Omnibussen verbracht hatte. Aus dem Fenster des Omnibusses schauend hatte er am Morgen gesehen, wie der Ballsaal einer Bauernkneipe geschmückt, und am Abend, wie dort Hochzeit gefeiert wurde. Aus dem Fenster des Omnibusses schauend hatte er gesehen, wie ein uralter Schuppen eines Tages abgerissen wurde und wie Männer mit Theodolit, Fluchtstäben und Bandmaß auf der freigewordenen Fläche standen und später wie ein Bagger dort eine Grube aushob und dann stand ein Kran dort und Richtfest wurde gehalten und danach stand der Möbelwagen vor der Tür. Aus dem Fenster des Omnibusses schauend hatte er gesehen, wie die Kinder aus dem Kindergarten heimkommend auf dem Deich spielten, wie sie als Erstkläßler an ihrem ersten Tag mit der Schultüte im Arm und an der Hand der Mutter aufgeregt und bang den Weg neben der Straße entlang zur lokalen Grundschule gingen und wie sie sich später als pickelige Teenager mit ihrem Skateboard unter dem Arm und unverschämt lärmend auf den Weg zum nächstgelegenen Gymnasium machten. Aus dem Fenster des Omnibusses schauend hatte er gesehen, wie die Braut von einst werktätlich an der Omnibushaltestelle stand, um zu einer Arbeit zu fahren. Aus dem Fenster des Omnibusses schauend sah er das alles wie H. G. Wells' Zeitreisender, bloß daß er, Clemens, sich nicht in der Zeit bewegte, sondern daß er sich mit der Zeit bewegte, daß er, während er aus dem Fenster des Omnibusses schaute, jener Bräutigam, Bauherr und Vater hätte sein können ... Sie betrügt ihn, dachte Clemens, auf die Frau schauend, oder zumindest träumte sie davon, ihn zu betrügen,

und Clemens war froh, daß, wenn es denn sein mußte, er eher der Tröster denn der Gatte dieser Frauen sein würde.

Eine ehemalige britische eiserne Lady hatte einmal geäußert, erwachsene Männer, die mit dem Omnibus zur Arbeit führen, seien Versager, die es zu nichts gebracht hätten. Etwas moderater hatte eine französische Autorin bezüglich der Verkehrsmittel gemeint, ihr seien Tränen lieber im Jaguar denn im Omnibus. Clemens kümmerte das wenig, er dachte sich, daß auch die in einem Omnibus verbrachte Zeit Lebenszeit sei und daß überhaupt alle Zeit Lebenszeit sei, eines einzigen und irreversiblen Lebens, Lebenszeit vom absoluten Anfang von allem an, unabhängig davon, was man mit oder in ihr machte, oder, wie es Wittgenstein einmal formuliert hatte, er staune über das Dasein des Himmels, egal wie er aussehe. Die Buddhisten hockten unter ihrem Baum, die Lotusblüte in der Hand drehend und lächelnd meditierend oder sie rechten mit dem Rechen ihren Kiesgarten, man selber saß im Omnibus oder im Büro unter der Neonröhre, müde der Zumutung nutzloser Sinnfragen und stets bemüht, sich das Lächeln zu verkneifen. Außerdem fiel ihm noch (nicht ganz passend) das schwarze Faktotum des alten Sartoris ein, Simon, der an einer Stelle philosophierte, das Ottomobil sei ja ganz gut für das Vergnügen und die Aufregung, aber für einen richtigen Gentleman, da gäbe es nur eins, nämlich Pferde.

Natürlich gab es in Clemens' Leben noch andere Modi außer dem Modus der Kontemplation, die ihm ja eigentlich kein Modus war, sondern ein Metamodus. Es gab insgesamt drei eigentliche Modi: die Belange des ersten Modus', der ja eigentlich der Metamodus des Metamodus war, regelte er mit dem regelmäßigen Besuch von Professionellen, *this is a man's, a man's, a man's world, this is a man's world, but it wouldn't be nothing, nothing without a woman ...*, der zweite Modus war der sogenannte Modus des Broterwerbs, *this is a mad man's world ...*, das Anstellungsdogma, den Lebensunterhalt zu verdienen, wie John Cage das einmal genannt hatte und was er, Clemens, mit seinen vier Tagen pro Woche bei fünf Wochen Urlaub im Jahr in dem Büro, zu dem der Omnibus ihn brachte, erfüllte, und auf den dritten Modus wird man später zu sprechen kommen. (...)

Dies ist alles noch sehr unbestimmt und allgemein, und Blumenbergs Diktum, Geschichte heiße, daß es keine Anfänge nach dem Anfang gäbe, zum Trotz stellt sich die Frage, mit welcher Konkretisierung man in dem Bericht über dieses neue und

seltsame Abenteuer des Clemens Limbularius und damit eigentlich erst den Bericht anfangen soll, man kann nicht schon wieder um eine Ecke biegen.

Es gibt diverse kanonisch gewordene Methoden, den Bericht über ein neues und seltsames Abenteuer zu beginnen, unsystematisch erwähnt seien etwa die Einführung in Zeit und Ort und dann die Vorstellung des Protagonisten, oder die genealogische Aufzählung der Erbfolge von Adam bis zum Protagonisten, oder der Anfang *in medias res*, den bekanntlich bereits Horaz bei Homers Ilias lobend erwähnt hatte: der Protagonist tritt auf, man erlebt ihn in Aktion, das heißt, man erlebt ihn bei irgend etwas, auf der Flucht, bei der Liebe, in der Badewanne, in einem Zug oder wie hier eben beim Verlassen des Büros, dann folgt seine Vita und eine Beschreibung der Umstände seines Lebens, die ihn in eben diese Aktion gebracht haben, bevor es schließlich mit dem Bericht dessen weitergeht, wobei man ihn am Anfang angetroffen hat (diese Methode ist eine Spezialität von Balzac), oder man fängt mit dem endgültigen Ende an und zeigt dann, wie es dazu gekommen ist, aber so weit, das zu wollen, sind wir noch nicht. Es gibt daneben noch alle möglichen Varianten von Eröffnungen, von oben oder unten, von hinten oder vorn, *singe o Göttin und sage mir Muse, vom frühen Schlafengehen und der Rasierschüssel oder wie man einen nennen soll ... The thing is this, rufen wir mit dem bereits zitierten (und ab und an noch zu zitierenden) Tristram Shandy aus, that of all the several ways of beginning a book which are now in practice throughout the known world I am confident my own way of doing it is the best.*

Fangen wir irgendwie kanonisch an, mit Zeit und Ort. (...) Die drei bereits erwähnten Modi, Sexualität, Lebensunterhalt und Berufung, die das Dasein des Clemens Limbularius zu jener Zeit charakterisierten, sind, wie gesagt, wesentliche, aber noch sehr grobe Kategorien, neben denen es außerdem noch dies und das gab, etwa die Botanik, die Clemens' Haus umschloß und die es zu bestellen galt, wollte man nicht zugewuchert werden, aus dem gleichen Grund vollzog man regelmäßig das Schneiden der Fingernägel, der Fußnägel und der Haare und das Scheren des Bartes, dann wäre da noch Alltägliches wie der Abwasch des Abwaschs oder das Waschen der Wäsche oder das Putzen im Haus und der wöchentliche Einkauf beim Discounter, und das nicht ganz so Alltägliche wie Reparaturen am Haus, verstopfte Abflußrohre *et cetera et cetera*. (...)

Die Omnibusfahrt zwischen Clemens' Refugium und dem Büro des Broterwerbs dauerte, wie bereits erwähnt, knapp eine Stunde. Bei all dem Stoizismus, den Clemens, was diese Lebenszeit betraf, praktisch an den Tag legte (oder Heroismus, wie John Cage

vielleicht sagen würde), so muß doch gesagt werden, ohne Musik wäre ihm diese Omnibusfahrt, vor allem morgens, unerträglich gewesen. Überhaupt, ohne Musik wäre das Leben, wie Nietzsche das auf den Punkt gebracht hatte, ein Irrtum; fünf Töne, so zitiert Henri Michaux einen weisen Araber, genügten, um die Seele vom Körper zu lösen. Also verkabelte sich Clemens, bevor er morgens das Haus und abends das Büro verließ, die Ohren mit Musik, die Technik hat es ja, was solche portablen Dinge betrifft, weit gebracht. Für Clemens' Omnibusfahrt taugte aber nicht jede Musik aus dem Repertoire seiner Hörgewohnheiten. Unabhängig von der gerade aktuellen Bevorzugung mußte die Omnibusmusik gewissen Störfaktoren begegnen können, sie mußte gegen die Fahrgeräusche des Omnibusses und um einen herum gegen das Palaver der Fahrgäste untereinander oder gegen das Palaver mit ihren Taschentelephonen resistent sein, was nicht unbedingt etwas mit ihrer Lautstärke oder dem Klangvolumen der Musik zu tun hatte, sie mußte außerdem eine bestimmte Abstraktheit oder eine bestimmte Konkretheit, je nachdem, aufweisen und sie sollte schließlich mit bestimmten Synapsen des Clemens direkt in Verbindung stehen (was immer das auch heißen mag). Meistens traf Clemens in der Zeit, von der hier berichtet wird, seine Wahl aus nur zwei Musiken, die alle Voraussetzungen je auf ihre eigene Art erfüllten, nämlich zum einen aus den Streichquartetten Beethovens und zum anderen aus dem Œuvre von Miles Davis, und da vornehmlich aus der sogenannten elektrischen Phase. Es ist natürlich keine Kunst, diese Musiken zu mögen, es gehört im Gegenteil schon ein gehöriges Maß an Ignoranz und Kretinismus dazu, diese Musiken nicht zu mögen, egal ob man im Omnibus weint oder im Jaguar, wer Miles Davis nicht mochte, der war nicht satisfaktionsfähig.

Clemens war, was das Erleben von Musik anging, ein Autodidakt (eine Formel Arno Schmidts dafür: Affe plus Genius durch drei), seine Urteilskraft ist nie systematisch gebildet worden, weder von den dafür Verantwortlichen in Sozialisation und Erziehung (was auch an Clemens' Mißtrauen gegenüber den dafür Verantwortlichen lag), noch später von ihm selbst (was auch an der Clemens eigenen Schludrigkeit lag). So führten Zufälle ihn an Musik heran, wie zum Beispiel ein Film Godards an die Quartette Beethovens (bei deren Hören er wiederum stets an Maruschka Detmers' Brüste denken mußte) oder die Laune eines Augenblicks (vielleicht wegen des Covers), die ihn mit siebzehn zu dem Kauf einer Doppellangspielplatte eines ihm bis dato unbekanntem Trompeters (mit siebzehn! man muß sich das einmal vorstellen!) bewogen hatte, nämlich zu Miles Davis' Bitches Brew. Über Bitches Brew hatte ihm sein Instinkt

bereits bei dem ersten erstaunten Hören gesagt, daß er da etwas erstanden hatte, das ihn sein ganzes Leben lang begleiten würde. Ihm drängte sich, wenn er sich dieser Musik aussetzte, immer das Bild eines Raumes mit viel mehr als den drei üblichen Dimensionen auf (Miles Davis hatte die Rhythmusgruppen in der sogenannten elektrischen Phase ja auch mehrfach besetzt), eines Raumes, den die Musiker unablässig erschufen und in den Miles Davis dann seine Akzente mit der Trompete setzte, Punkte oder Linien oder Vektoren oder ... (Clemens hatte das meiste über Geometrie Erlernete vergessen und wir können ihm da auch nicht weiterhelfen). Es gab kein Hören, bei dem man nicht neue filigrane Nuancen in diesen Klangräumen (ein abgenutztes Wort, ich weiß) hörte, ein ständiges Flirren und Schwirren und dabei gleichzeitig wie ein fester Block da seiend, eine dichte Klangstruktur mit geradezu beängstigender Gewalt, wie Davis' Biograph Ian Carr es beschrieben hatte. Mit dieser Raummetapher lag der musikalische Laie Clemens noch nicht einmal so arg daneben, auch Davis' Freund Quincy Troupe bemerkte, es gäbe tiefe, geheimnisvolle Räume in der Musik, die etwas zwingend Mysteriöses und Magisches unter ihrer Oberfläche habe, und auch Miles Davis selber hatte von Räumen gesprochen, Thelonious Monk etwa könne ihm, Davis, nach seiner Ansicht keinen Raum schaffen, wohl aber dem Saxophonspiel John Coltranes. Und um noch einmal auf Carr zu kommen, zu der vielleicht treffendsten Charakteristik: Carr hatte gemeint, es sei gewissermaßen eine Musik, in der man eher wohnen solle, anstatt sie einfach nur anzuhören.

Manchmal hörte Clemens die Musik und blickte dabei aus dem Fenster, auf den Strom oder auf den Deich, oder, auf der anderen, der dem Land zugewandten Seite, auf die alten oder modernisierten Bauernhäuser und Gärtnereien, um sich mit den neu gehörten Details der Musik neu gesehene Details der Landschaft zu merken, oder er blickte falls vorhanden auf eine Mitfahrende, dabei Tagträume tagträumend.

Manchmal hörte er die Musik und meditierte *de vanitate mundi et fuga sæculi*.

Manchmal hörte er die Musik und döste dabei ein, das war sehr angenehm, der Müdigkeit nachzugeben mit dieser Musik im Ohr, der Zustand konnte ganz beträchtlich unter den bei Tagesbewußtsein üblichen absinken, als habe man Laudanum genommen (wobei hier die Relation oben und unten bloß eine unvollkommene Metapher ist). Dann wachte er manchmal auf, weil die Musik zu Ende war, die Stille weckte ihn dann auf. Clemens hatte wegen seiner sitzenden Haltung oft im Schlaf die Befürchtung, mit offenem Mund schnarchend dazuliegen, wie er das bei anderen beobachten konnte. Er

gab sich dann im Schlaf die Anweisung, den Mund zu schließen, so wie er manchmal träumte, daß er seine Träume aufschreiben müsse (was wurde hier selbstreferentiell – das Träumen oder das Aufschreiben?). Es gab einen schönen Satz von Jean Paul, aus dem Titan, glaubte Clemens sich zu erinnern (stimmt: vierter Band, achtundzwanzigste Jubelperiode, einhundertzehnter Zykel, Albano im golfo di Napoli): er träumte endlich sich in einen langen Schlaf hinab. Es kam auch schon einmal vor, daß Clemens von seinem eigenen Schnarchen wach wurde.

Manchmal hörte er die Musik und las dabei, früher in einer überregionalen Tageszeitung, seit der Kündigung des Abonnements dann in Büchern, in geisteswissenschaftlichen Werken oder in Romanen, eine Zeitlang las er das leider viel zu kleine Œuvre Thomas Pynchons und sonst vorwiegend Romane aus dem neunzehnten Jahrhundert und aus Frankreich (außer Zola, den er nicht so mochte). In den sogenannten Bildungsromanen diesseits des großen Stroms ging es in der Regel darum, daß der Protagonist seine Bestimmung in der Gesellschaft fand, als Bürger, als Arzt oder als Künstler, bei den Franzosen hingegen ging es um die Intrigen und Selbstverleugnungen, die man anstellen mußte, um Karriere zu machen oder sich auch nur über Wasser zu halten. Der Bildungsroman war also, so sagte sich Clemens, im Grunde eine verlogene, den Prinzipien einer ständischen Gesellschaft verpflichtete Gattung, die behauptete, man müsse nur wollen, dann finde sich auch ein Platz, und Inkorrektheiten bei der Vergabe der Plätze seien die Ausnahmen. Bei Balzac, Flaubert und Stendal hingegen mußte die Ordnung der Gesellschaft keine gerechte oder gute sein, Inkorrektheiten waren dort die Regeln in einer Art von Spiel, das da hieß, jemand zu werden. Dort entstand die Dramatik aus der Dichotomie Ehrgeiz und Neigung, im Gegensatz zur anderen Seite, wo es um Pflicht oder Neigung ging, was sogar gut kantisch unter einen Hut gebracht werden konnte: das was man eigentlich nur machte, weil man es mußte, auch zu wollen, und, in der Steigerung: müssen zu wollen – der Himmel der Protestanten. Und als Pflicht und Neigung partout nicht mehr unter einen Hut passen wollten, auch mit Zwang nicht, da erfand man den sogenannten Antihelden, wobei der Konflikt in den Protagonisten verlegt wurde, damit der Leumund der Gesellschaft und das Genre Bildungsroman unangetastet blieb.

Wenn Clemens mit der Musik im Ohr über dem Lesen einschlief, war es manchmal so, daß er von den Sätzen, die er zuletzt bewußt wahrgenommen, weiterträumte, daß aber, wenn es sich um einen fiktionalen Text handelte, die Figuren, die die Sätze

aussprachen oder referierten, keine konkrete Gestalt gewinnen konnten, weil die Sätze im Traum auch keine konkrete Semantik mehr hatten. Die Stimmung, die die gelesenen Sätze bei dem bewußten Clemens ausgelöst hatten, blieb jedoch erhalten.

Einmal – aber das war nicht unterwegs gewesen, sondern in der Peripherie im Bett (wir fügen es dennoch hier ein, weil es, wie wir finden, schon außerordentlich war) –, einmal hatte er das erstaunliche Glück gehabt, sich als Autor einer Erzählung mit Jorge Luis Borges (er möge Clemens das Folgende verzeihen!) als Autor einer Erzählung zu träumen: er träumte kurz vor sechs Uhr morgens (wie er später auf dem Radiowecker sah), daß Borges morgens vor dem Aufwachen träumte, daß ein Mann sich im Garten des Hinterhofes eines Hauses mit dem Liebhaber seiner Frau duellierte, ihn dabei erschöß oder mit dem Messer erstach (*ahí están los soberbios cuchilleros y el peso de la daga silenciosa ...*) und anschließend in dem Garten begrub. Borges erzählte den Traum seiner Frau. Die bereitete sich gerade auf einen Wettkampf vor, bei dem es darum ging, in einem Becken im Wasser stehend einem Kälbchen mit einem Messer den Kopf abzuschneiden. Die Frau ging vor den Augen der Kampfrichter in das Wasser, das der Frau aber viel zu kalt war. Sie watete deshalb an die Ecke des Beckens und drehte den Hebel des Wasserhahns auf heiß und ließ heißes Wasser ein. Dann watete sie, während ihre Rivalin noch am Beckenrand stand und das heiße Wasser noch einlief, mit ihrem großen Messer auf das Kälbchen zu, drehte es auf den Rücken, was im Wasser ziemlich leicht zu bewerkstelligen war, bog ihm den Kopf zurück und schnitt ihm in die Kehle, durch Haut und Fleisch und Sehnen und durch die Luft- und Speiseröhre, also durch alles bis auf die Wirbelsäule, dann schnitt sie in diese, so fest und so weit sie konnte, etwa bis zur Hälfte, um schließlich den Kopf vom Körper einfach abzubrechen. Der hing dann bloß noch an der Nackenhaut am Körper (über das Blut bei der Prozedur hatte Clemens bei seiner Traumniederschrift nichts vermerkt). Borges' Frau hatte also gewonnen und ihre Rivalin war traurig. Um ihre Rivalin, die auch ihre Freundin war, zu trösten, sagte Borges' Frau, sie, die Freundin, habe zwar diesen Wettbewerb verloren, sei aber dafür die bessere Geschichtenerzählerin, sie solle ihr doch eine Geschichte erzählen. Die Freundin ließ sich derart trösten und meinte, sie habe erst heute am frühen Morgen eine Geschichte geschrieben. Darin ginge es um einen Mann, der herausbekommen habe, daß seine Frau ihn betrüge. Der Mann habe daraufhin seinen Nebenbuhler in den Garten des Hinterhofes des Hauses, in dem er lebte, gelockt, ihn dort in einem Duell getötet (*ahí están los soberbios cuchilleros y el peso de la daga*

silenciosa ...) und ihn anschließend im Garten begraben. Clemens kam im Traum darauf, daß es Borges darum ging, daß wann immer jemand eine Geschichte aufschrieb, ein anderer diese Geschichte träume, und Clemens wachte über diesem Gedanken, daß etwas mit etwas in einem Zusammenhang stand, den es eigentlich nicht geben sollte, auf. Dieser Traum kam ihm so phantastisch vor, daß er aufstand, nach unten in sein Arbeitszimmer eilte und ihn dort, um auch ja keine Einzelheit zu vergessen, fast nackt und nur mit einem langärmeligen T-Shirt bekleidet fröstelnd niederschrieb, was bei Clemens hieß: in die Tasten des Computers hieb.

Zurück in den Omnibus, wo Clemens manchmal nur die Musik hörte, panästhetisch bei sonstiger geistiger Indifferenz (Nichtsdenkungsgedanken, wie der nervenranke Schreiber das bezeichnet hatte), das kam ihm von allen Zuständen am nächsten.

Im Sommer in der prallen Sommersonne empfand er es als angenehm, eine Sonnenbrille tragen zu können, er wäre sich aber lächerlich vorgekommen, hätte er eine Sonnenbrille ohne prallen Sonnenschein getragen, und er wäre sich noch lächerlicher vorgekommen, hätte er sich die Gläser seiner Sonnenbrille auf den Scheitel gesteckt. Clemens, der stets darauf achtete, was seine Erscheinung und sein Verhalten betraf, nicht aufzufallen, leistete sich dennoch manches Nonkonforme, was allein deshalb von der Umwelt unbeachtet blieb, weil es sich um eine Unterlassung handelte.

Die Route der Omnibusfahrt hatte sich Clemens zu seiner Orientierung in vier, bezogen auf die Fahrzeit etwa gleichgroße Etappen eingeteilt, das – das Einteilen, divide et impera – hatte er schon immer bei all den regelmäßigen Routen seines Lebens gemacht, übrigens auch in seiner Vita, aber das ist eine andere Geschichte, jedenfalls hatten ritualisierte Abläufe im Leben des Clemens Limbularius die wichtige Funktion, ihm zu ermöglichen, trotz seiner inneren Unordnung weiterhin mit der einigermaßen ordentlichen Reproduktion seines Alltags klarzukommen.

Clemens' erste Etappe auf dem Weg zu seinem Broterwerb begann am Fluß an der sogenannten Doppelkammerschleuse, neben der sich die Omnibushaltestelle befand, an der Clemens morgens ein- und abends ausstieg, und führte entlang des Deiches, der einen Fluß eindämmte (und nicht die See), bis zu einem ehemaligen Fährhaus. Es war die Etappe des Nachdönsens und Einfindens in das Schicksal (how can we hang on to a dream, how can it ever be the way it seems ...), hier entschied sich, ob er für den Tag die adäquate Musikauswahl getroffen hatte (die traf er übrigens häufig danach, was ihm bereits im Kopf umging). Der Fluß war zu sehen, da die Straße auf der Deichkrone lag,

auf der anderen Seite wechselten alte, noch bewirtschaftete Höfe mit von Neureichen ausgebauten und derart zweckentfremdeten Bauernhäusern ab, dazwischen Neubauten, meist geschmacklos, einen Reiterhof gab es, und oft stiegen pubertierende Mädchen in knallengen Reithosen und mit hohen Reitstiefeln, Reitkappe und Reitgerte zusammen mit dort rein zufällig herumlungern den Päderasten zu. Wenn Clemens nicht las oder keine Frau, die es lohnte zu betrachten, im Omnibus saß, schaute er eh meist auf den Strom. Er war an einem Fluß geboren worden, an der Riesel, wie man vielleicht noch von früher weiß, und er orientierte sich seither an Flüssen, deren Verlauf dabei in jeder neuen Stadt, in die er zog, grob nach den vier Himmelsrichtungen geographisch einteilend (hier aktuell lief der Fluß nach Clemens' grober Betrachtung von Osten nach Westen). Man sollte bei all dem aber nicht denken, daß Clemens über das übliche Maß hinaus zwanghaft war.

Die zweite Etappe begann bei dem ehemaligen Fährhaus, das zu Zeiten Clemens' ein Restaurant war, dessen Küche damals bei weitem nicht so gut war wie ihr Ruf (wie es heute ist, können wir nicht sagen), die Lage war aber ansprechend und man konnte im Sommer gemütlich hinradeln, ein paar Bier trinken und noch gemütlicher wieder zurückradeln. Die Route führte immer noch entlang des Deichs weiter bis zu der Straße, in die der Omnibus einbog, um den Deich zu verlassen. Hier war aber der Fluß nicht mehr zu sehen, da die Straße tiefer neben der Deichkrone verlief. Ab und an sah man in eingezäunten Wiesenstücken am Deich oder auf der anderen Seite der Straße Schafherden, es gab ein wenig Gewerbe, Bauunternehmer und einen Holzverkauf, Strommasten mitten auf der Wiese, irgendwann kam ein Badesee, wo im Sommer des Abends immer junge Mädchen mit nassen Haaren zusammen mit dort rein zufällig herumlungern den Päderasten zustiegen, anschließend ein Yachthafen mit einer Werft für kleinere Flußschiffe, deren Bauhalle hinter dem Deich hervorlugte. Man muß sich die ganze Zeit über die Musik dazu vorstellen, Beethovens Streichquartette oder Miles Davis lange Stücke der sogenannten elektrischen Phase.

Die dritte Etappe war abwechslungsreicher, was das betraf, was Clemens sah, wenn er aus dem Fenster schaute. Der Omnibus fuhr quer durch ein Gebiet mit dorfähnlichen Vororten und lauter Gewächshäusern, vor einem Haus verkündete ein von ungeübter Hand gemaltes Schild, daß hier Koikarpfen gezüchtet und verkauft wurden und man wunderte sich, was die Leute so alles trieben. Es gab eine Stelle mit ein paar freistehenden grauen Wohnhäusern aus den fünfziger oder sechziger Jahren, einer

Kneipe und einer alten Tankstelle mit Werkstatt, und bei dem Anblick dieses Ensembles fiel Clemens stets Cormac McCarthys Roman Suttree ein und er machte sich dementsprechend eine Vorstellung von den Menschen, die dort lebten (Verlorene, wie der im hiesigen Idiom verwendete Titel des Romans suggerierte), was er aber selber als schwärmerische Idealisierung erkannte. Dann kam eine freistehende, nur von Wiesen und Weiden mit Kühen darauf und von einem kleinen Friedhof umgebene Kirche, angesichts derer er die wohl, wie er annahm, realiter nie dort stattgefundenen Glaubenskämpfe des dreißigjährigen Krieges assoziierte (soweit uns allerdings bekannt ist, litten die Menschen dort tatsächlich besonders arg unter dem dreißigjährigen Krieg), diese einsame Kirche auf den Kuhweiden also, die eine gute Kulisse in einem Historienfilm abgeben würde, dann kamen die ersten Mietskasernen, mit denen dann auch die vierte Etappe begann. Der Omnibus, in den bisher nur vereinzelt Passagiere zugestiegen waren, begann sich nun rapide zu füllen und er war in der Regel brechend voll, wenn Clemens am Ende seiner Strecke ausstieg.

Die ersten Mietskasernen der vierten Etappe standen vereinzelt in einem Industriegebiet mit einer Müllverbrennungsanlage, einem imposanten Kohlekraftwerk und einem Stahlbauunternehmen mit einem eigenen Gleisanschluß, wo manchmal tonnenschweres Zeug verladen wurde, wobei der Verkehr sich dann staute. Es folgte der Freihafen und ein größeres und etwas verkommenes Stadtviertel, das vor dem letzten Krieg noch eine selbständige Stadt gewesen war, dann gelangte man schließlich zu der Haltestelle unmittelbar (um drei Ecken) am Bürogebäude, die in dieser Richtung nicht auf der Verkehrsinsel lag, sondern am Rand der Ausfallstraße, und an deren Unterstand sich auch keine Frau räkelte, sondern etwas dümmlich für ein lokales Brauereiprodukt Reklame gemacht wurde.

Tableau vivant: Auf der Kreuzung vor einem der Bürogebäude sieht man zwei Autos, die wegen der komplizierten weil unklaren Rechtsvorlinksregelung zusammengestoßen sind, es ist bloß ein Blechschaden, abgeplatzte Lackteile der beiden Fahrzeuge und Plastikteile ihrer Scheinwerfer, Bremsleuchten, Blinker et cetera in weiß, rot und orange liegen auf der Straße um den Unfallort verstreut, ein Polizeiwagen mit aktiviertem Blaulicht aber deaktivierter Sirene steht daneben. Die Fahrer der Unfallwagen beschimpfen sich gegenseitig laut und wüst, an der Stelle stehend, an der sich ihre Autos ineinander verbeult haben (verkeilt wäre übertrieben), während eine attraktive junge Polizeibeamtin mit blondem Pferdeschwanz hinter der Dienstmütze

versucht, die Emotionen zu glätten, derweil ihr Kollege mit Kreide die Position der Wagen auf dem Asphalt markiert und anschließend von dem Ganzen aus verschiedenen Perspektiven Photographien macht.

Morgens könnte der Omnibus bis an das Ende der Zeit weiterfahren, abends hatte Clemens ein Ziel und zog es dementsprechend vor, wenn die Fahrt in ihrem vorgesehenen Rahmen verlief.

So gehet dann der Mensch aus an seine Arbeit und an sein Ackerwerk bis an den Abend, wie es im hundertvierten Psalm heißt, allein das Ackerwerk, der Broterwerb, auch als Erwirtschaftung des Lebensunterhalts bezeichnet, war die Ursache für diese regelmäßigen Omnibusfahrten und Clemens' Aufenthalt in dem Bürogebäude während der Zeit zwischen der morgendlichen Fahrt in das Zentrum und der abendlichen Fahrt in die Peripherie; nicht die Sexualität war die Ursache und nicht die Berufung, denn wo man schießt, da frißt man nicht, das, diese Konstellation, zugegebenermaßen aus der Not geboren, war für Clemens Limbularius die große Entlastung im Alltag und gleichzeitig das Problem in schlaflosen Nächten – wie sagte Shissai Chozan in seinem Buch über die Kunst des Schwertkampfes noch: weder bestimme man über sich selber, noch folge man anderen Menschen nach, ständig quäle man sich und komme nicht zur Ruhe, was man Dummheit nenne –, also Entlastung im Alltag und Problem wenn der Schlaf ihn floh, aber nur dann und dort, nicht an sich (man wird wahrscheinlich nochmals darauf zurückkommen).